

Christina Griebel

Informel, formlos

Können Sie sich an Ihren Erstkontakt mit Kunst erinnern?

Natürlich. Jetzt, da die Frage im Raum steht. Es kann sein, dass Sie sich später an andere Erstkontakte erinnern, frühere, oder, wenn Sie im Nachgang der Frage zunächst Ihren Kunstbegriff einengen, deutlich spätere.

Es gab ein Bild, mein Onkel hat es gemalt, darauf war eine Frau, aus deren Mund etwas Rotes kam. Ich dachte: Die Frau kotzt Rot. Erst später habe ich bemerkt, dass das Rote zu einem Blumenstrauß im Bild gehört. - Tapetenmuster, wenn es irgendwo langweilig war. Ich habe sie fixiert und versucht, sie zu lesen. Niemand sonst hat das gemacht. - Orte, an die man geschleppt wurde, um, wie es hieß, etwas *anzuschauen*. Es war so öde, fast schon gewaltsam, Unterdrückung, Macht von oben, mein einziger Wunsch war: weg von hier, endlich wieder etwas *machen!* - Antike Tempel, riesige Anlagen, Ausgrabungsorte in der Türkei. Kunst, das waren Bauwerke. - Die Straßenkünstler ganz in der Nähe, Musiker, Pflastermaler. Zu denen wollte ich hin, aber dafür war dann keine Zeit mehr. - Picasso in der Unterhose, wie er in die Luft malt. Nein, auf eine Scheibe. Mein Vater hat mir den Film gezeigt. Ich verstand sofort, was der Mann in der Unterhose macht. - Der Dali-Katalog meiner großen Schwester. - Plattencover. Damals gab es noch Plattencover. Sie hatten eine Botschaft, am liebsten eine obszöne. Das waren *Bilder*. (Sie ahnen es: einer der Gefragten war älter als die anderen). - Ich wurde gezeichnet. Von meiner Tante. Fand ich gut.

Komplizenschaft mit einem Tun, das sich vom Alltagshandeln (überwiegend definiert über die Verrichtungen der Erwachsenen), insbesondere vom Nützlichen, unterscheidet. Komplizenschaft mit Personen, die dieses Tun ganz selbstverständlich für sich in Anspruch nehmen und somit *anders* sind. Auf diese erste, vorsichtig gezogene Kontur lassen sich die Antworten der gefragten Kunststudent*innen bringen. Um die Rückfrage *Welche Kunst* zogen wir einen Kreis. Ohne sie kommt kein Gespräch in Gang. Und mit ihr ein anderes.

Dieses Gespräch wurde geführt, um das Kind, das man war, neben jenes noch unbekannte zu stellen, das Adressat einer eigenen Vermittlungsbemühung werden sollte.

Die virulenten Fragen unserer Gesellschaft in eine lebendige Verbindung mit den Möglichkeiten der Kunst bringen, indem man sich beide genau anschaut und die Diskurse, die um sie geführt wurden und werden, aufrichtig berücksichtigt. – Das wollte ich auch gerade antworten. – Eine Kunstwissenschaftlerin (-historikerin?), eine Kunstdidaktikerin, je ein Glas Weißwein und auf dem Tisch die einfache Frage „Was machst du?“ – Und was wäre dann der Unterschied? Es gibt nicht viele Milieus, die noch gnadenloser auf Distinktion aufgebaut sind als das Milieu der Kunst, das beide ernährt. Die Didaktikerin sieht überwiegend gerümpfte Nasen, wenn sie sich mit dieser Berufsbezeichnung einführt. Die Wissenschaftlerin sieht vor allem überall andere Wissenschaftlerinnen, gegen die sie sich durchsetzen muss

und die Kunststudentin, die als Kind und Jugendliche *anders* war (zum Beispiel, weil sie durch ein oben beschriebenes Tun und möglicherweise durch die ihm zugeschriebene Qualität auffiel) sieht auf einmal überall andere Kunststudent*innen, die das Gleiche tun (und gar nicht mal schlecht), und eine neue Brisanz erhält die Situation dadurch, dass alle etwas herstellen, wovon sie noch nicht wissen können, ob es das einzige Kriterium (Kunst zu sein) erfüllt, denn das einzige Kriterium kann nur rückwirkend aufgestellt werden. Bisweilen in einer lustvollen Schlachtung durch einen mit allen Diskurswassern gewaschenen Professor und/oder seine Klasse, bisweilen auch durch ein kurzes Grunzen („kann weg“) oder Nicken („bleibt“) eines führenden Holzbildhauers, der sein Telefon nicht ausgeschaltet hat, um seinerseits den Anschluss an den Betrieb (auch er kann weg oder bleibt) nicht zu verlieren.

Das Resultat kann eine Übertragung dieser Exklusionsmechanismen auf die eigene Vermittlertätigkeit sein: Was künftig unter meinen Augen hergestellt wird, ähnelt dem, was ich selbst (oft schmerzhaft) erfahren/erarbeitet habe. Oder es ähnelt ihm nicht. Aber allem, was ich hinter mir gelassen habe, und so kann ich es verachten, von mir getrennt sehen und mich um meine eigenen Belange kümmern. Leider muss ich jeden Tag damit umgehen und es macht mich krank.

Im Atelier darf man alles machen! – So erklärt der dreijährige Sohn eines Studenten seinen Freunden, was ein Atelier ist. Der

Bogen von Kind zu Kind (siehe oben) wäre nun geschlagen; mit diesem Arbeitsbegriff könnte das Vermittlungsprojekt seinen Lauf nehmen. Was heißt *alles* für einen Dreijährigen? Vor allem das in anderen Räumen Ausgeschlossene: Dreck, Toben und Krach.

Die Zeiten, zu denen man im Atelier *alles* (also das jeweils bislang Ausgeschlossene) machen durfte und sich gerade dadurch seinen *slot* mitten hinein in den Kunstbetrieb sicherte, sind vorbei. Das/der *Informel* ist in solchen Zeiten zu verorten, kein Kunststudent würde sich augenblicklich auf die Strategien er unter diesem Begriff grob zusammengefassten Künstler berufen. Ein unbescholtener Museumsbesucher würde auf ein Kind verweisen (das kann mein Enkel besser), das Kind hingegen würde ihm nicht zustimmen, sondern es vielmehr *machen* wollen, jetzt gleich. (Besser? Egal.) Und der eine oder andere unbescholtene Bürger (den es nicht mehr gibt) sucht gelegentlich gern Räume auf, in denen er das Ausgeschlossene praktizieren kann, sei es der Platz, auf dem er sich mit dem Vorschlaghammer und einem Schrottauto austoben darf, sei es, einmal die Woche, die Kunsthalle, die das anschließende Tun durch eine vorausgehende Führung legitimiert.

An der Kunsthalle Karlsruhe wird seit vielen Jahren eine intensive Vermittlungskultur gepflegt, für die das Tätigwerden des Besuchers selbstverständlich ist: Es gibt hier großzügige, vielseitig ausgestattete Ateliers, die einem einfachen Grundbedürfnis Raum geben: In unmittelbarer Nähe zum Erlebnis einer Werkbegegnung die Erkenntnis selbst in die Hand zu nehmen, statt Objekt einer Zurichtung – Augen nach vorne, Headset auf – und Belehrung, die ein klares Oben und Unten voraussetzt, gewesen zu sein. Die Angebote der qualifiziert besetzten und in die Entscheidungsprozesse des Hauses integrierten Museumspädagogik werden zu 90% von Grund- und (Werk)Realschulen, Kinder- und Erwachsenengruppen und frei flottierenden Besucher*innen genutzt; gymnasiale Routinen setzen hingegen überwiegend auf verbal vermittelbare Fakten, häufig in Form von Referaten vor Exponaten. *Andere* Bedürfnisse oder die kulturell geformte Gewohnheit, Bedürfnisse zu unterdrücken und ein nichtdiskursives Wissen nicht mitzuzählen?